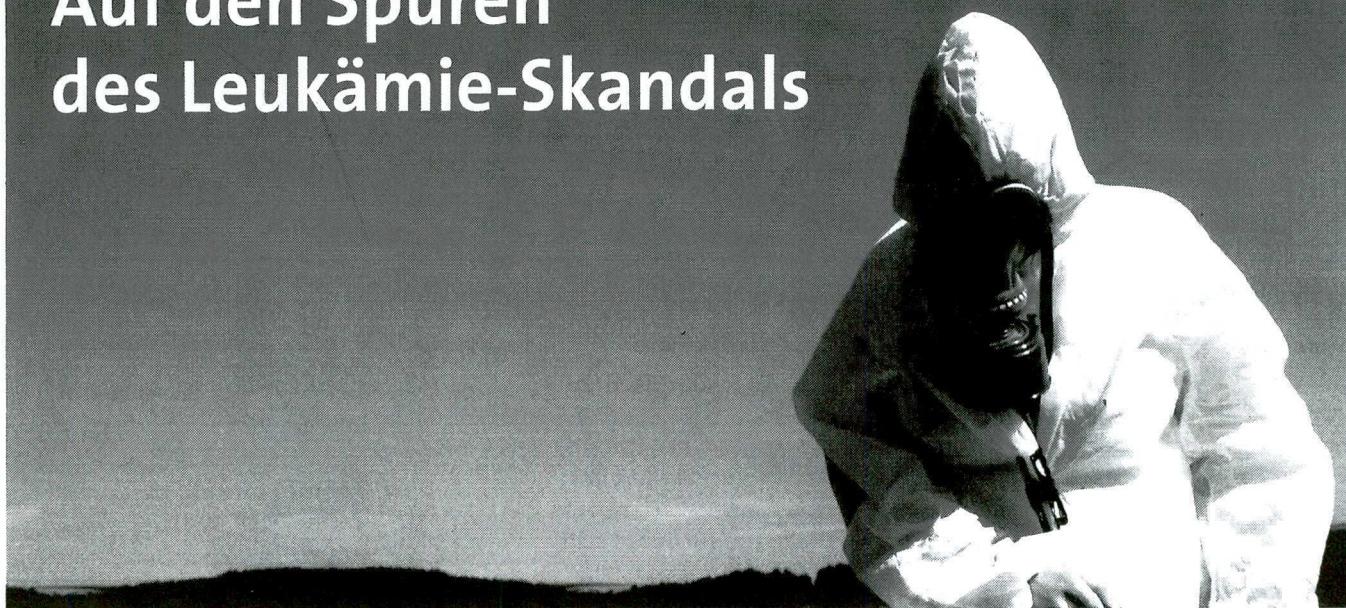


Auf den Spuren des Leukämie-Skandals



Für viele ist ein Unfall im Kernforschungszentrum Geesthacht für die hohe Zahl krebskranker Kinder verantwortlich. Die Forscher dort bestreiten, dass es ihn gab. Ein Ortstermin

Von Klaus Schramm

Wer in Geesthacht-Tesperhude ankommt, kann schon aus einem Straßenschild den Stolz vieler Bewohner auf das Kernforschungszentrum GKSS schließen: Ich befinde mich auf der Reaktorstraße. Ebenso wie das benachbarte Atomkraftwerk Krümmel sorgt es für Arbeitsplätze und hohe Gewerbesteuerzahlungen.

Am Eingang der *Gesellschaft für Kernenergieverwertung in Schiffbau und Schifffahrt* (GKSS) erwarten mich Pressesprecherin Iris Ulrich und mehrere Wissenschaftler. Sie versuchen alles, um das Forschungszentrum so transparent wie möglich erscheinen zu lassen. Die Botschaft lautet: Wir haben nichts zu verbergen. Und doch klingt von Anfang an durch, dass man den Verdacht, am 12. September 1986 habe auf dem Gelände des GKSS ein Unfall stattgefunden, für lächerlich erachtet.

Wie vereinbart, kann ich mich auf dem Gelände des GKSS frei bewegen. Auch der von mir angefragte Lageplan aus der Zeit vor 1986 liegt für mich bereit. Dann starten wir den Rundgang. Zuerst drängt es mich an den Ort, der nach den Zeugenaussagen am ehesten als Unfallort in Frage kommt. Dort klafft eine kahle Stelle. Unbeantwortet

bleibt die Frage, ob das betreffende Areal zum Grundstück der GKSS oder zum AKW Krümmel gehört. Über einen Umweg von einigen hundert Metern gelangen wir in den Zwischenbereich, wo sich die beschriebene kahle Stelle befindet, ohne Zäune überwinden zu müssen. Nicht weit hiervon entfernt steht der historische Wasserturm, der mit Alfred Nobel in Verbindung gebracht wird. Der Legende nach soll er hier seine »zündende« Erfindung gemacht haben.

In diesem südwestlichen Zipfel des GKSS-Geländes finden sich verblüffend viele Zäune. Rund 150 Meter von der Elbuferstraße entfernt und parallel zu dieser verläuft ein relativ neuer Zaun. Er markiere die Grundstücksgrenze, sagt Iris Ulrich. Wem das Areal parallel zur Straße gehöre, vermochte sie nicht zu sagen. Es ist mit jungem Baumbestand dicht bewachsen; jedoch ist im Abstand von nur etwa zehn Metern ein weiterer paralleler Zaun zu erkennen. Innerhalb dieses Streifens wäre genügend Platz für jene Labors gewesen, in denen – wie vermutet – Experimente zur Entwicklung von »Miniatombomben« durchgeführt wurden, bei denen es zu einem Unfall und dem daraus resultierenden Brand gekommen sein soll.

Ein großes Schild markiert Elbkilometer 580. Dort finden sich in unmittel-

barer Nähe des Zauns Brandspuren – auch an Baumstümpfen gefällter Bäume. Das Areal des GKSS-Forschungszentrums ist sehr unübersichtlich und zu großen Teilen mit altem Baumbestand bewachsen. Hinzu kommt, dass es sich um einen Teil des ehemaligen, weitläufigen Betriebsgeländes der *Dynamit Nobel Werke* handelt, die vor dem Zweiten Weltkrieg hier produzierten und experimentierten. Aus dieser Zeit stammende und zerbombte Bunkeranlagen sind über das gesamte Gelände verstreut. Die Produktionsstätten und Labors waren mit Erdwällen umgeben. Sie sollten verhindern, dass eine Explosion in einem Gebäude andere in Mitleidenschaft ziehen könnte. Die Topografie des Geländes lässt es plausibel erscheinen, dass ein Brand im südwestlichen Zipfel nicht in jedem Bereich der GKSS bemerkt wurde.

Der vielfach vorgebrachte Einwand: »Wir hätten das doch bemerken müssen. Oder halten Sie uns alle für Verschwörer?«, überzeugt mich dennoch nicht. Weder Iris Ulrich noch einem der Wissenschaftler war bekannt, dass sich der Brand nachts oder in den frühen Morgenstunden ereignet haben soll, als sich die meisten Beschäftigten der GKSS vermutlich noch gar nicht auf dem Gelände befanden. Der automatische Alarm im AKW Krümmel

wurde am 12. September gegen sieben Uhr morgens ausgelöst, und die gemessene erhöhte Radioaktivität ging laut offiziellem Bericht »bereits nach wenigen Stunden wieder auf normale Werte« zurück.

Alle Mitarbeiter der GKSS, mit denen ich sprach, befürworten ohne Einschränkungen eine Untersuchung. Nur sie könne Klarheit in die Angelegenheit bringen und den Verdacht gegen die GKSS widerlegen. Eine Untersuchung, die – soll sie glaubwürdig sein – von unabhängigen Wissenschaftlern begleitet werden müsste, könnte durchaus Licht in das Dunkel bringen, wenn sie sich nicht auf das Gelände innerhalb des Zauns beschränkt, sondern auch die hier beschriebenen verdächtigen Zonen einbezieht. Dass die Spuren eines Brandes restlos beseitigt werden können, ist ausgeschlossen.

Professor Hans Georg Priesmeyer, seit 1967 bei der GKSS tätig, wollte seine »Hand nicht dafür ins Feuer legen«, dass es niemals ein Geheimlabor für Kernfusionsexperimente bei der GKSS gegeben habe. Entsprechende Indizien bezeichnet er jedoch als Spekulation. Dagegen ist er sich sicher, dass er von einem Unfall etwas mitbekommen hätte. Priesmeyer hält es deshalb mit der offiziellen Stellungnahme: »Bei der GKSS hat es weder am 12. September 1986 noch zu einem anderen Zeitpunkt einen Störfall gegeben, bei dem bestrahlter oder unbestrahlter Kernbrennstoff freigesetzt worden ist.«

Nicht nur Hans Georg Priesmeyer, sondern auch alle anderen Wissenschaftler, mit denen ich reden konnte, bestreiten, dass von der GKSS je militärisch relevante Forschung betrieben worden ist. »Es ist daher nicht verwunderlich, dass darüber nichts in der Festschrift zum 50-jährigen Bestehen der GKSS zu finden ist«, so Priesmeyer. Auf den Einwand, dass es mehrfach eine Zusammenarbeit mit Bundeswehrhochschulen und Rüstungskonzernen gegeben habe, antwortet er, dass sich Rüstungskonzerne auch für Materialprüfung und Werkstoffforschung interessierten, wie sie bei der GKSS mit Hilfe der Neutronenquelle auf hohem wissenschaftlichen Niveau betrieben werde. Nicht abgestritten wurde allerdings, dass es sich – zum Beispiel im Falle der Panzerstahlplatten – um eine Grauzone zwischen ziviler und militärischer Forschung gehandelt habe.

Auch im Hinblick auf die Forschung an der Kernfusion von Erich Bagge und Karl Diebner, den Gründern der GKSS, erklären sowohl Hans Georg Priesmeyer als auch andere Wissenschaftler, dass ihnen hierüber nichts bekannt sei. Den Verdacht, dass

an der Entwicklung von Miniaturbomben, sogenannten Mini Nukes, gearbeitet wurde, hält Priesmeyer für »abenteuerlich«.

Die Unklarheiten werden nicht geringer. Keine Erklärung haben die Experten der GKSS für die erhöhte Radioaktivität, die am 12. September 1986 im AKW Krümmel zum Alarm geführt hatte. Zumindest in einem Punkt konnte Übereinstimmung erzielt werden: Die zunächst verbreitete Hypothese, es habe sich um aus dem Boden austretendes Radon gehandelt, ist widerlegt. Keine Erklärung gibt es auch für andere Auffälligkeiten: Dazu zählen der Anstieg der Beta-Flächenaktivität, der von einer Abteilung der GKSS am 12. September 1986 selbst gemessen worden war, und der vom Kieler LUFA-Institut für Analytik festgestellte Anstieg der Konzentration von Spaltprodukten (insbesondere Cäsium 137) nach dem 12. September 1986 im Elbsediment. Auch der signifikante Anstieg von Cäsium 137 im Geesthachter Trinkwasserwerk – ausgerechnet im dritten Quartal 1986 – bleibt unerklärt.

Ein weiteres Indiz sind die sogenannten PAC-Mikrosphären, die im Raum Geesthacht gefunden wurden. Solche Kügelchen wurden beispielsweise als Bestandteile der Brennstoffkugeln des Hochtemperaturreaktors in Hamm-Uentrop großtechnisch produziert. Mit Hilfe von Geldern, die die atomkritische Ärzteorganisation IPPNW aufbrachte, wurden diese Kügelchen an einem Institut in Minsk analysiert. Das Ergebnis: Sie können weder vom Fallout der früheren oberirdischen Atomwaffentests noch von der radioaktiven Wolke nach der Reaktorkatastrophe von Tschernobyl herühren. Woher aber stammen sie dann?

Für Hans Georg Priesmeyer sind diese Schlussfolgerungen zweifelhaft: Es sei schwer vorstellbar, dass »ein Forschungsinstitut mit geringen Finanzmitteln überhaupt über die für solche Untersuchungen nötigen Hochreinlabors verfügt«. Bisher habe er weder einen Bericht dieses Instituts noch die exakten Messergebnisse zu Gesicht bekommen. Doch bei einem Detail ist Priesmeyer plötzlich überraschend gut informiert. Professor Edmund Lengfelder, ehemaliges Mitglied der schleswig-holsteinischen Leukämie-Kommission, sei »Chairman« der Minsker Sacharow-Universität.

Der Physiker Edmund Lengfelder war zusammen mit der Mehrheit der Wissenschaftler der Leukämie-Kommission im September 2004 unter Protest gegen die schleswig-holsteinische Landesregierung zurückgetreten. Er hatte bereits damals den Verdacht geäußert, dass es am 12. September 1986 bei illegalen Experimenten einen schweren Unfall gegeben habe, der von Atom-Lobby und Politik vertuscht werde. Bemerkenswert ist auch, dass etliche deutsche Institute eine Untersuchung der PAC-Kügelchen zuvor abgelehnt hatten.

Auf meine abschließende Frage vermochte mir denn auch niemand eine Antwort zu geben: Wenn das AKW Krümmel nicht für die erhöhte Radioaktivität am 12. September 1986 verantwortlich war – und das darf in diesem Falle als gesichert gelten –, das Kernforschungszentrum GKSS aber ebenfalls nicht der Verursacher gewesen sein sollte, woher stammte sie dann?

In Anlehnung an Bertolt Brecht bleibt nach dem Besuch der GKSS festzustellen: »Wir sehn betroffen den Vorhang zu und noch mehr Fragen offen.« ■

Ein Verdacht und die Folgen

Was geschah vor zwei Jahrzehnten in der Umgebung des Kernforschungszentrums Geesthacht und des Atomkraftwerkes Krümmel? Tatsache ist, dass ab 1990 in dieser Region eine Leukämierate unter Kindern registriert wurde, die weltweit einzigartig ist. Eine Reihe von Experten geht davon aus, dass die Leukämie-Tragödie auf einen Unfall zurückgeht, der sich am 12. September ereignet haben soll (*Publik-Forum* 11/06). Besonders heiß ist dieser Verdacht, weil manche Experten davon aus-

gehen, dass bei diesem Unfall Kügelchen frei geworden sind, die aus illegalen Atomversuchen in den 1960er und 1970er Jahren stammen sollen (*Publik-Forum* 19/02). Diese Kügelchen enthielten Plutonium, Americum, Curium und Thorium und könnten die hohen Leukämieraten erklären. Die Verantwortlichen von Geesthacht halten diese Theorien für »abenteuerlich«. Einen Brand habe es im Forschungszentrum Geesthacht nie gegeben. Der Autor besuchte das Zentrum. ■ Wolfgang Kessler